

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 19

Illustration: [s.n.]
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

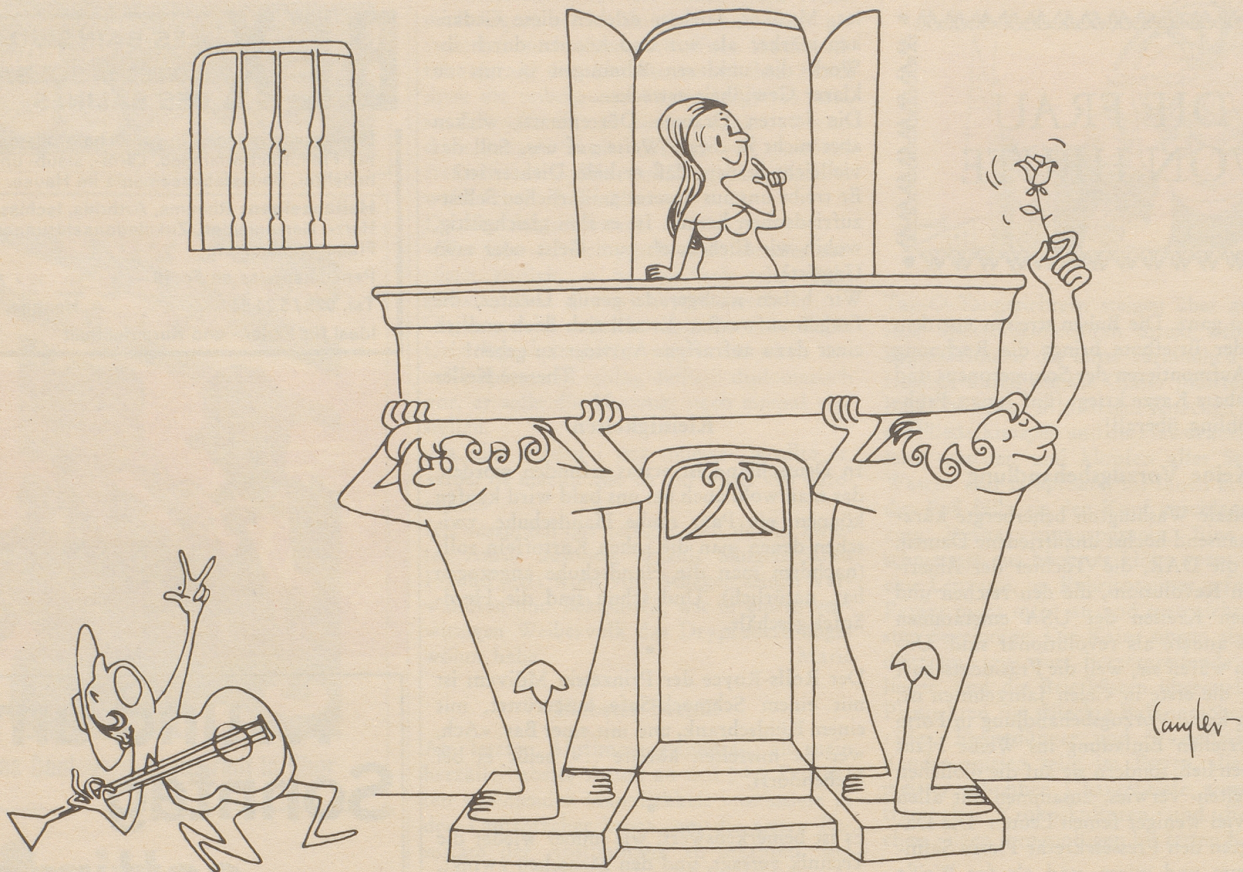
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ferdinand und die Honorare

«Sie schütteln so Sachen ja nur so aus dem Aermel!» lächelt man. Ferdinand lächelt sauersüß zurück, denn er weiß, daß dieser weitbekannte Grundsatz nicht ungerne auch als Basis für Honorarberechnungen benutzt wird. Aber bitte! Schütteln Sie einmal! Kommt etwas aus dem Aermel?

Schwerlich – bei ihm jedenfalls nicht, er kann das Experiment wiederholen, so oft er will. Vielleicht liegt's am Schneider, der falsche Aermel eingesetzt hat. Auch das andere Rezept: «Aus den Fingern saugen!» ergibt keine sichern Früchte, man kann saugen, soviel man will. Es gibt nichts anderes als sich hinsetzen, Papier und Stift zur Hand nehmen, oder die Schreibmaschine mit bittenden Augen zu betrachten. Vielleicht kommt eine Idee? Ein Satzgefüge taucht aus dem Nichts auf, die alte Maschine gerät werweiß sogar in einen bescheidenen Handgalopp und schließlich liegt etwas da, das früher reines, weißes Papier war und das

nun mit schlechtem Gewissen als Manuskript bezeichnet werden darf. Wird es gedruckt, so erwartet Ferdinand jeweils «der Mühe Preis», das beliebte sogenannte Honorar, im guten Glauben, er hätte ein gewisses Anrecht darauf. Ueber dieses Kapitel seien einige Erfahrungen verraten.

Seit Jahren liefert Ferdinand zweidreimal jährlich einer Zentrale je einen Kurzartikel, und seit ebensovielen Jahren erhält er dafür dasselbe Honorar. Auf Weihnachten nun begleitet er die Manuskriptsendung mit ein paar höflichen Zeilen:

«Sehr geehrter Herr Dr.! Letzthin träumte mir, ich hätte Sie im «Café Odeon» getroffen. Im Gespräch sei die Frage auf den Index geraten und ich hätte Sie gefragt, ob zwischen dem steigenden Index und der Honorar-Berechnung irgendwelche Zusammenhänge beständen. Nun ist mir leider Ihre Antwort entfallen – vielleicht erinnern Sie sich daran, denn Sie waren ja da-

bei ..» – Und siehe da! das Honorar kam mit einer merklichen Erhöhung. Seither glaubt Ferdinand an das Aegyptische Traumbuch! –

Nachdem Ferdinand ein halbes Jahr umsonst auf den Geldbriefträger gewartet hatte, erkundigte er sich höflich nach dem Stand der Dinge, einen Monat später aufs neue und so zum dritten und vierten Mal, ohne daß der Verlag einen Ton von sich gab, d. h. keinen klingenden Ton, sondern was kam, waren klagende Sätze über Fremdarbeiter, Fünftage-Woche, Personalmangel, Papierpreise, Hochkonjunktur, usw. Schließlich zog Ferdinand etwas ernsthaftere Saiten auf und erinnerte an die Institution der Betreibung. Worauf folgendes Schreiben einging:

«Nachdem wir schon vor längerer Zeit und wiederholtenmaßen Ihre Honorarforderung als zurecht bestehend anerkannt haben, müssen wir zu unserm lebhaften Befremden konstatieren, daß Sie uns immer wieder mit Ihren Reklamationszuschriften bombardierten. Wir hoffen gerne, daß Sie unsere Zahlungsbereitschaft im kommenden Jahre besser zu würdigen wissen, andernfalls

Den kürzesten Brief seiner schriftstellerischen Tätigkeit schrieb Ferdinand einem Verlag, der prinzipiell kein Musikgehör für Honorare zu haben schien und sich seit langen Monaten in Schweigen hüllte. Der Brief, am 30. Dezember geschrieben, lautete so:

«Sehr geehrter Herr! Nun? Und? Hochachtend grüßend! Fd.» Die Kürze wirkte Wunder. Drei Tage später unterschrieb er die Quittung.

*

Merkwürdigerweise scheint es Leute zu geben, die die Ueberreichung eines Honorars als peinliche Handlung betrachten. Ferdinand ward gelegentlich schon zu Vortragsabenden eingeladen, sprach zwei Stunden lang, was erwartet wurde, wischte sich schließlich um zehn Uhr nachts den Schweiß von der Stirn und sah das Publikum verschwinden. Dann kommt der penible Moment. Ein Vorstandsmitglied taucht auf und hüstelt. Es ist der Kassier des Vereins. Das Honorar ist zum voraus abgemacht, aber er fragt doch des weiten und breiten nach dem Betrag und meint schließlich: «Hm – ja, ich werde Ihnen – ich schreibe Ihnen – Ich